

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Sonntag, 3. Januar

1932.

## Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Ein Schlachtplan hatte sich in Luž Helmboldts Kopf zusammengebraut. Der Rittmeister mußte die Baronesse Höltlin kennenlernen. Dann erfuhr er von der schon, woher sich Niedenstein und die Gräfin kannten. Daz es der Fall war, daran hatte er nicht den geringsten Zweifel mehr. Und natürlich war der Herr von Meggenbronn lediglich hierher gekommen, damit abgerissene Fäden wieder geknüpft würden. Wie aber Niedenstein das beibringen? ... Der Alkohol hatte ihm Mut gemacht. Zu arg mit der Tür wagte er nicht ins Haus zu fallen. Es konnte sonst sein, der Rittmeister stand auf und fuhr davon.

„Die Baronesse hat den Wunsch ausgesprochen, gelegentlich mit mir zu pirschen ... Ich hab' mich mit Freuden zur Verfügung gestellt. Man ist doch nicht unhöflich! Wenn sie dabei ist, werd' ich den Feisthirsch ganz sicher nicht kriegen!“

Er wollte weiterreden — der Rittmeister drohte mit dem Finger.

„Mein Verehrtester, mir scheint, ein Weidmannsherz steht in hellen Flammen!“

Ein wenig geschmeichelt fühlte sich Luž Helmboldt, aber er erhob heftig Widerspruch.

„Ja, du lieber Gott, man wandelt doch gern mit einer sehr netten jungen Dame über Berg und Tal!“

„Und läßt Feisthirsch Feisthirsch sein“, höhnte Niedenstein.

„Na! Na! So war das nicht gemeint! Man braucht ja nicht immer mit der Flinte im Revier 'rumzuklettern!“

Jetzt kam's drauf an. Das Mundwerk war aufgezogen. Der Alkohol hatte im Kopfe anscheinend eine Hemmung loser gemacht. Weiter gehöhnt, aber vorstichtig.

„Bewahre! In Ihrem Alter wär' man ja ein Narr, man feierte die Feste nicht, wie sie fielen! Als Sohn der Großstadt wird es Ihnen an Erfahrung nicht fehlen!“

Der Übermut packte Luž Helmboldt.

„Und wenn — zufällig natürlich, aber so was kommt vor — die Baronesse und ich Ihnen über den Weg laufen sollte, dann schlagen Sie sich hoffentlich nicht seitlich in die Büsche!“

„Selbst wenn ich die Flinte auf dem Buckel habe, würd' ich's nicht tun, denn die Baronesse ist kein altes Weib! ... Na prosto!“

Da hatte Luž Helmboldt seinen Schlachtplan fertig. Fragte sich nur, wie sich die Baronesse zu ihm stellte. Einige Vorsicht war jedenfalls angebracht. Egbert Niedenstein lachte vergnügt in sich hinein. Dieser verliebte Knabe! Er hatte erreicht, was er wollte. Wließ noch zehn Minuten sitzen und verabschiedete sich dann.

„So eilig?“

„Mein Lieber, Sie klappen arg mit den Augen! Kein Wunder, wenn man so andauernd pirscht wie Sie! ... Nee, nee, sollte wirklich keine Zweideutigkeit sein!“ Lachte, schlug dem Fabrikanten auf die Schulter. „Ich rechne auf Ihren Gegenbesuch! Aber den nicht auf die lange Bank gehoben!“

„Riesig freundlich, sehr gern!“ ...

Der Wirt hatte, als er die letzten Gläser brachte, die Tür nur angelehnt, jedes Wort verstanden. Ganz klug war er ja nicht geworden, wo hinaus die Unterhaltung geführt hatte. Jedenfalls wollte Herr Helmboldt den Rittmeister mit der Baronesse auf Umwegen bekannt machen. Ja, was hatte das eigentlich für einen Sinn? Nun, es würde eine Zeit kommen, in der ein neugierig veranlagter Mann auf seine Kosten kam. Und wenn er auch noch Postagent war, sah er schneller klar als andere, denn Briefe pflegten dann hin und her zu gehen. Reiche Leute begnügten sich mitunter auch mit Telegrammen. In denen zwischen den Zeilen zu lesen hatte er nach und nach gelernt.

„So ein dummer Kerl!“ dachte Egbert Niedenstein, als er die Zügel ergriff, vom Bock Luž Helmboldt noch einmal zum Abschied die Hand reichte ... Er fuhr noch lange nicht heim. Während seine Traber dahinstürmten, der Nachtwind ihm um die Ohren pfiff, nahm auch in seinem Kopfe ein Schlachtplan feste Form an.

Luž Helmboldt war mit einem gelinden Jammer aufgewacht. Wie, schon halb elf? Er sprang aus dem Bett. Um elf kam die Post — und die Baronesse. Die hatte es in den letzten Tagen so eingerichtet, daß sie die Briefe selbst brachte und die Post mitnahm. Da fand sich Gelegenheit, zehn Minuten mit ihr zu plaudern. Man besprach, wohin heute die Fahrt im „Automopperl“ gehen sollte, und dann begleitete er sie, wenn keine ganz eiligen Geschäftsbriefe vorlagen, bis zur Einfahrt des Schlosses. Immer guter Laune war die Baronesse und konnte sich so rührend herzlich bedanken für eine neue Fahrt im Kraftwagen.

Sein Frühstück wurde gerade aufgetragen, als sie erschien. Wie immer gab sie die Briefe ab und nahm dann an seinem Tische Platz. Dann zog er die Automobil-karte aus der Tasche, besprach mit ihr die Fahrt, die am Nachmittag unternommen werden sollte, ließ den Lenker hereinrufen und gab ihm Anweisungen.

Raumann hatte jetzt gute Tage. Früh putzte er seinem Herrn die Sachen und den Kraftwagen, nachmittags fuhr er die Damen. Belam ausgezeichnete Verpflegung und reichliche Trinkgelder. Mit einem ansehnlichen Tabakvorrat würde er nach Berlin zurückkehren. Hoffentlich nahm die Herrlichkeit hier noch lange kein Ende ...

Schon wieder brachte die Post einen Brief der Mutter und ein dickes Schreiben von der Fabrik. Er stopfte sie ungelesen in die Seitentasche seiner Jacke und begleitete dann die Baronesse. Vor der Einfahrt zum Schloß gingen sie längere Zeit im Gespräch auf und ab. Hier war man ungestört.

„Denken Sie nur, als ich gestern abend vom Schloß kam, saß der Rittmeister Niedenstein im Wirtshaus. Wir haben bis gegen drei Uhr zusammen gezecht!“

Scharf beobachtete er den Eindruck, den seine Worte machten.

lassen zu fragen.

"Als Vorwand diente mein Brief an ihn wegen der Jagdfolge. Die Frau Gräfin hatte mich doch gebeten, die Angelegenheit zu regeln!"

O, diese Theres Höltlin war eine ganz gerissene Erbstochter. Tat entzücklich erstaunt.

"Als Vorwand sagen S', Herr Helmboldt?"

Er lachte ein wenig spöttisch.

"Das Gefühl hat ich wenigstens! Ich glaub' mich ganz sicher nicht zu täuschen!" Und dann sah er die Baronesse scharf an. "Mir schien, es lag ihm daran, Sie kennen zu lernen!"

"Ah bah!"

"Doch! Aber das liegt natürlich ganz in Ihren Händen!"

Sie lächelte. Sagte nicht Ja und nicht Nein.

"Heut' abend kommen S' doch wieder?"

"Wenn ich nicht fürchten muß, lästig zu fallen?!"

"Was denken S'! Behüt Gott!"

Sehr eilig hatte es die Theres Höltlin, ins Schloß zu kommen. Und verriet die Neugkeit gleich ihrer Cousine, während sie Briefe und Zeitungen auf den Tisch warf.

"Ein so schwefälliger Mensch, der Niedenstein, ein so umständlicher! Anstatt einfach vorzufahren und seinen Besuch zu machen . . . Trotzdem, Herzerl, wirst du ihm net entgehen!"

Kamilla Merun stand da wie festgewachsen. Nur ein Beben auf den Lippen. Und dann stürzten ihr die Worte aus dem Munde.

"Glaubst denn, er weiß net, was er will! Mich siefieren bis auss Blut! Klein will er mich sehen — ganz klein!"

"No", antwortete die Theres gelassen, "was liegt schon dran, wenn du dann glücklich wirst! In der Eh' kannst ja blutige Nach' nehmen . . . Und dann lacht ihr euch an. So, Schazerl, nun sei hübsch artig, sagst, denkst ich hab' dich net durchschaut? Erst hast du deinen Willen haben sollen, damit ich nachher den meinen bekommt!"

"So eine heitere Lebensauffassung ist mir nicht gegeben!"

"Lebensauffassung! Ned' doch net so grohartige Wort' daher! An Dickops hast und an Stolz im Leib, der in diesem Falle gar net angebracht ist! . . . Oder willst vielleicht dein Lebtage nix mehr von dem Niedenstein wissen? Dann sag's! Mach ein böses Gesicht und ord'ng Herrn Helmboldt bei, daß wir aber auch gar nix mit dem Rittmeister zu tun haben wollen. Und daß Herr Helmboldt sich gefälligst net missbrauchen lassen soll! Sonst wären auch wir geschiedene Leut'!"

"Und das wird er net wollen!"

Die Theres nickte.

"Das will ich glauben, daß er's net will!"

"Ja, und du?"

Die Schultern zog die Baronesse hoch.

"Herzerl, red' doch net von mir! Vorläufig bin ich in ein Automopperl verliebt!"

"Vorläufig — wer's glaubt!"

"Und wennst net glaubst, ist es auch gut! Dann versuch ich dem Rittmeister den Kopf zu verdrehen! Aus lauter Neugier, wie der Helmboldt sich dann anstellt!"

"Geht Niedenstein darauf ein, bist du verloren!"

Da drehte sich die Theres im Kreise herum, schwentzte die Arme und lachte hellauf . . . Rüttelte dann ihre Cousine an den Schultern.

"Wenn du mir keine klare Antwort gibst, Kamilla, dann seh' ich dem Helmboldt zu, darauf versteh' ich mich, daß er mich mit diesem Bösewicht in Meggelbronn bekannt macht! Schon um deinetwillen! Aber schrecklich neugierig bin ich auch!"

Die Antwort belam die Baronesse weder jetzt noch auf der Fahrt nachmittags nach Hersfeld. Sie drängte auch nicht mehr. Mit dem Automopperl durch die Welt

laufen war ja ganz schön. Aber Tag für Tag immer dasselbe, dann verloren auch Unnehmlichkeiten ihren Reiz. Ein bisschen mit dem Feuer hatte sie immer gern gespielt. Bisher sich nie die Finger verbrannt. Dazu hatte sie eine zu vernünftige "Lebensauffassung". Sie wollte ja von dem Rittmeister Niedenstein nichts. Nur ihrer Cousine helfen, über den Berg zu kommen. Der eine stand auf der einen Seite, die andere auf der anderen. Beide waren ganz gern losmarschiert. Aber keiner wollte den Anfang machen. Dankbar hatte sie zu sein für die Gastfreundschaft! Und sich ein bisschen unentbehrlich machen, brachte vielleicht auch für die Zukunft allerlei Vorteile. Sie war ein armes Hascherl . . . Ja, und der Helmboldt, der ließ ihr ganz bestimmt nicht davon!

\*  
Luz Helmboldt war weitergegangen, legt sich auf eine Wiese und zog die Briefe aus der Joppentasche. Zuerst den der Mutter gelesen. Erfreuliches würde nicht drinstehen. Seine Ahnung trog ihn nicht.

"Du schickst kein Wild! Bist nun schon länger als drei Wochen fort, und an die Rückkehr scheinst du noch mit keinem Atemzuge zu denken. Da mach ich mir natürlich meinen Reim. Ob der stimmt, werde ich, kommst du nicht sehr bald, persönlich feststellen . . ."

Das konnte eine schöne Bescherung geben! Gerade jetzt, wo sich die Dinge ganz nach seinem Wunsch und Willen entwickelten. Als einziges Kind rankten sich alle Gedanken der Mutter um ihn. Sein langes Leiden hatte ihn in großer Abhängigkeit gehalten. Willig war er Rossens Führung gefolgt. Da konnte sie sich wohl an den Gedanken noch nicht gewöhnen, daß er nun ein Mann geworden war, der auf seinen eigenen Füßen stehen wollte. Und erst recht sich keine Knüppel zwischen die Beine werfen ließ . . . Den dicken versiegelten Geschäftsbrief vermochte er anfangs gar nicht aufmerksam zu lesen. Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen und die Müden peinigten ihn. Schwül war der Tag, aber feucht die Luft. Der Himmel zeigte eine graublaue Färbung, nur ein paar schmale, weiße Wolken standen an ihm. Voraussichtlich würde es gegen abend ein Gewitter geben . . . Der Bericht, von beiden Prokuristen unterschrieben, lautete günstig. Neue Aufträge waren hinreichend eingegangen, der beiliegende Bankausweis konnte sich sehen lassen. Ausschnitte aus Zeitungen und Fachblättern hatten die Herren mitgeschickt. In denen stand allerdings wenig Erfreuliches. Geldverknappung! Überall gefüllte Lager. Man müsse damit rechnen, daß die augenblicklich gute Konjunktur ein jähres Ende im Herbst nehme. Die Dawes-Lasten würden immer drückender. Leicht möglich auch, daß die Reichsbank überraschend schnell die Zinsschraube weiter anziehe, denn . . . Er sprang auf, vor Blutsaugern war es hier nicht auszuhalten. Ging in die Dorfwirtschaft, gab ein Telegramm an die Mutter auf.

Als es der Postagent dem Postamt zusprach, mußte er lachen.

"Komme zurück, sobald Feisthirsch, kapitalen Kerl, auf die Decke gelegt!"

Schrieb dann einen langen Brief an seine Prokuristen, nachdem er die Bestellungen und die Berichte seiner Reisenden aufmerksam gelesen hatte, aß und ging dann in die Wälder. In den letzten Tagen war er nicht mehr mit allen Sinnen hinter dem Zwölfsender hergewesen. Dieser heimliche Kerl hielt keinen Wechsel. Seine Fährten spürte er bald hter, bald da. Vor ein paar Tagen war er oben an den Eichen auf Meggelbronner Revier hinübergewechselt. Das schadete nichts. Der Rittmeister würde nicht sonderlich hinter ihm her sein. Die Hauptache blieb, daß sich der Feisthirsch nicht an die nördlichen Hänge des Kellerwaldes verzog. Die Möglichkeit war aber gegeben, wenn er hier unruhig wurde. Der gräßliche Förster hatte ihm noch gestern gesagt, daß es nicht so ausgehe, als wolle sich der Feisthirsch hier auf Merunschem Grund und Boden ein Rudel zusammenreiben. Hirschkühe seien nur als Wechselwild zu spüren. Er rate, bei gegebener Gelegenheit den Finger auf den Hochgeweihten krumm zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

# Wild-, Wald- und Weidmannsbilder aus alter und neuer Zeit.

## Jagd und Hege im Januar.

Es deckt der Schnee die Erde,  
Die schläft in stiller Ruh.  
Er deckt mit weicher Hülle  
Zum Todeschlaf sie zu.  
Nichts als der Krähe Schrei durchhallt  
Den winterlichen lahlen Wald —

hat einst der Jagdmaler und Poet C. Döbler gesungen und damit treffend die Stimmung geschildert, die uns beim Betreten des Waldes im Januar erschlägt. In normalen Wintern liegen Wald und Feld unter einer tiefen Schneedecke. In Preußen ist bis zum 15. Januar die Jagd auf den Hasen noch nicht gestattet, ebenso in Hessen und in der bayrischen Pfalz, im rechtsrheinischen Bayern ist am 1. Januar für den vielverfolgten Meister Lampe Schonzeit eingetreten. Das Hasenschießen sollte man da, wo es noch gestattet ist, möglichst einräumen und die Mahnung beherzigen:

„Geht der Jäger auf die Reise,  
Mitleid mit Herrn Lampe zeige,  
Denn, ist dann das Wetter mild,  
Wird sein Herz von Lieb' erfüllt.“

Ein unverwüstlicher Geselle, unser Löffelmann! Nach fast vier Monaten gehetzten Daseins, nach langem Kampf ums Leben in des Wortes strengster Bedeutung tritt nun endlich eine „Ära des Friedens“ für ihn ein. Sofort aber gewinnt die Lebensfreude bei Mümmelmann die Oberhand, er geht nicht nur auf Freiersfüßen, nein: er jagt als Don Juan daher, Hans Dampf in allen Gassen, überall wo eine mehr oder minder liebliche Hasenjungfrau durchs Gefüle wandelt. Am Ende der Hasen-Treibjagd gibt es leider allzuvielen Mümmel Männer, die in ihrem Leibe alias Wildpriest Schrote, die sie wohl erreichten, aber nicht zur Strecke brachten, mitschleppen müssen. Wie oft bringt solch ein schlechter Schuß unzählige Dual und Schmerzen und langsam Verenden! Das soll der wahre Weidmann immer bedenken und sich vor gewagten Schüssen hüten, wenn er seiner Waffe und seines Erfolges nicht ganz sicher ist. Und wieviel schwer frank geschossene Hasen sind jammervoll eingegangen und elend verstorben, weil der sichere Apporteur, der zuverlässige Hund fehlt. Eine Treibjagd ohne einige zuverlässige Gebrauchshunde ist eine jagdliche Unmöglichkeit vom Standpunkte des weidgerechten Jägers aus. Besten Falles erlöß Reinecke als Hähne des Schlachtfeldes das arme Opfer von seinen Qualen, wenn nicht ein paar Krähen den hilf- und wehrlosen Lampe die „Seher“ aushadden, dann durch ihr wüstes „krab-krab“ ihre Spiekgelassen, die auf Mümmelmanns Angst- und Klagegeschrei streichen, herbeiladen, um ihn bei lebendigem Leibe langsam „löffelweise“ zu verzehren. Alles, zum Teil ungewollte, Folgen der Ausübung der Jagd ohne zuverlässigen Hund! Nach der Tier- und Pflanzenschutz-Verordnung vom 16. Dezember 1929 darf in Preußen auch im Januar männliches Rot- und Damwild noch geschossen werden. Es ist selbstverständlich, daß der weidgerechte Jäger jetzt nur nach hegerischen Gesichtspunkten abschießt, soweit es die „Hege mit der Büchse“ erfordert, also nur kümmernde Hirsche; ebenso verhält es sich mit dem Abschuß von weiblichem Rot- und Damwild sowie Wildälbern. In Bayern ist im Januar die Jagd auf das Rotwild in allen Landesteilen verboten. Geschossen werden dürfen Wildsauen, Fasanenhähne, Wildenten, Wildgänse in Preußen sowohl wie in Bayern und rast im ganzen deutschen Baterlande. Im Januar tritt die Pflicht des Hegers in den Vordergrund. Josephine Moos hat kurz und treffend die Aufgabe des hegenden Jägers in die Worte zusammengefaßt:

„Weidmann! Nimm es ernst mit deinen Pflichten!  
Nun heißt es für das edle Wild  
Salzsteine, Futterplätze richten  
Im schneeverwehten Jagdgebild!  
Denn auch der Hühner und Fasane  
Und streue ihnen Körnerstruktur.  
Der Hege hilf die Wege bahnen,  
Schuß' alles Wild, das Asung sucht!“

Gerade der schwere Winter vor zwei Jahren 1928/29 hat uns gezeigt, wie sehr hilfsbedürftig Hasen, Kaninchen und Flugwild sind; sie bedürfen entschieden mehr der Hilfe wie Rot-, Dam- und Rehwild. Allerdings ist Voraussetzung, daß die Hoch- und Rehwildreviere stille Fütterungsreserven in Gestalt von Weideholzern haben, mit deren Hilfe sich unser Schalenwild einige Zeit durchhelfen kann. Man füttert Rüben, Erbsenstroh und Kleie für Hasen, Droschkefüße, Heusamen und Wegerich für Rebhühner, Weizen, Topinambur und Maiskolben für Fasane. Eine ganz hervorragende Hilfe für die Wildfütterung bildet das Heidekraut, die Etsla. Wer hat nicht schon beobachtet, wie das Wild sich das färöglische

Heidekraut aus dem tiefen Schnee schlägt? Dieser Hinweis dürfte genügen, um in Revieren, wo reicher Heidekraut-Wuchs vorhanden ist, mit dem Schneeflug Heidekraut-Flächen an Wegen, Blößen und Schneisen freizulegen. Man wird dann sehen, daß das Wild die freigelegten Heidekraut-Flächen sogar dem in der Fütterhütte unmittelbar daneben aufgeschütteten Haser vorgezogen. Die Fütterung für Herrn Löffelmann verabreicht man am besten unter kleinen Schuhhütten, die man sehr einfach herstellen kann, indem man einige Stangen in Pyramidenform vereinigt. Dieses Gerüst umgibt man mit einem Mantel aus Langstroh, das bis etwa 20 Zentimeter vom Boden reicht. Das Ganze umkleidet man mit Fichtenreisig. Im Innern hängt man Heu- und Strohbündel so auf, daß sie den Erdhoden nicht berühren. In der Umgebung legt man Rübengruben und Kohlblätter aus. Diese „Speiseanstalt zum fröhlichen Löffelmann“ wird von der Familie Lampe sehr gerne besucht werden. Das edle Schalenwild wird zweimalig mit Rüben, Möhren und Kartoffeln, Eicheln, Buchedern, Kastanien und Ebereschen-Beren gesättigt. Die Baumfrüchte legt man unter eine Schicht trockenes Laub, sodass sie auch dem „unberechtigten Zugriff“ von Vögeln wenigstens etwas entzogen sind. Auch das Rauhfutter, also Wiesenheu, Klee, Luzerne, Esparzette und Seradella soll nicht fehlen. Diese Futterarten müssen in geschützten Wildrauschen, Futterrauschen oder Futterhütten dem Wild derart gereicht werden, daß sie bis zur Verwendung gegen Feuchtigkeit geschützt sind. Zur Erzielung starker Gewebe und Gehörne nimmt man Haser, Erbsen und Bohnen zu Hilfe, die in kleinen Krippen serviert werden. Die eigentliche Vorbereitung der Hege soll aber schon im Frühjahr beginnen. Dann pflanzt man großen Kraut- oder Kuhkohl, die blaue Dauer-Lupine oder die gelbe Lupine. Ein viel zu wenig bekannte, durchaus anspruchlose Gewächse ist der „Wildstaude“ oder „Johannis-Rogen“. Alle diese „Wildpflanzen“, deren Anbau sich leicht und ohne allzugroße Kosten bewirken läßt, unterstützen den Weidemann bei der Hege des Wildes in strenger Winterszeit aufs allerbeste. Wer also sein Wild im Winter vor Not schützen will, der beginne im Frühjahr mit den Mobilmachungs-Arbeiten gegen den bösen Feind des Wildes: den allzustrengen Winter! Auch unser gefiedertes Wild bedarf des nachhaltigen Schutzes. Es genügt nicht, daß man irgendwo im Felde unter einem Strauch den Schnee wegkehrt und dort Futter schüttet, sondern man muß richtig gedeckte, windgeschützte, schneeschwere Futterhütten anlegen, die ohne große Kosten hergestellt werden können. Gegen den scharfen Nordost verkleidet man die Hütten dicht mit Fichtenreisig bis zum Boden, auf der anderen Seite geht das Daach bis etwa 20 Zentimeter über die Erdoberfläche herab, sodass Hühner und Fasane leicht heraus und herein können. Man wird dann freudig sehen, wie gerne unsere gefiederten Wildarten diese Futterhütten annehmen und wie wohl sie sich darin fühlen! In wieviel Revieren geschieht aber leider überhaupt nichts für die Hege des Wildes. Dort heißt es dann: „Winters Tod ist Wildes Tod“. Sogar das urige, starke Schwarzwild bedarf der menschlichen Hilfe! Sind doch im strengen Winter 1928/1929 ganze Rotten Schwarzwölfe der strengen Kälte zum Opfer gefallen und bei dem hart gefrorenen Boden verschungert. Deshalb schüttet man dem Schwarzwild bei strenger Kälte Kartoffeln, Mais, Buchedern, Eicheln und Kastanien. Im Januar ist die Minnezeit des roten Freibeuters, unseres vielgeliebten und vielverfolgten Reinecke Fuchs. Er steht dann häufig im Bau, auch ist morgens und abends der Anstand am Bau sohnend, weil Reinecke die Röhren bzw. Bäume in der Dämmerung absucht. Aber auch der Fuchsabschuss ist mit Maß und Ziel zu regeln! Der Fuchs darf aus unserem deutschen Walde nicht verschwinden. Immer wieder trete ich für den Vielverfolgten und Viegeschmähten ein und breite für ihn eine Lanze. Daß ein Fuchs in gutbeleuchteten Niederjägden großen Schaden anrichtet, vor allen Dingen, daß er in Fasanenrevieren nicht geduldet werden kann, liegt auf der Hand. Aber auf Hochwildreviere, auf ausgesprochene Rehreviere sollte man diesen für Niederjägden richtigen Gedanken nicht übertragen. Der Einwand, daß man eine ganze Anzahl von Rehläufen auf dem Fuchsbau gefunden habe, bezahlt gar nichts. Wer weiß denn, ob die Rehe nicht schon verendet waren, als der Fuchs sie fand? Wer kann sagen, ob die Rehe nicht von der Rachen- oder Hautbremse soweit heruntergebracht waren, daß der würgende Fuchs als Erlöser von langen Qualen erschien? Und dann: ist es denn ein Fehler, wenn der Fuchs schlechten Nachwuchs an Rehen, widerstandsunfähiges Zeug nach hartem Winter fortnimmt? Gewiß, er reicht auch ein gutverankertes, frischgesetztes Auge, aber die meisten stirbt er nicht! In einer langen Jägerlaufbahn habe ich in meinen eigenen vorzüglich besetzten Rehrevieren die Erfahrung ge-

macht, daß der Fuchs geradezu der Sanitätsrat unseres Wil-  
des ist. Vor dreißig Jahren war die gesamte jagdliche Lite-  
ratur erfüllt von einem gewaltigen Geschrei über die unge-  
heure Schädlichkeit des Fuchses, Prämien wurden gezahlt und  
alles aufgeboten, um ihn auszurotten. Heute dagegen findet  
man schon Stimmen, die für eine Schonzeit des Fuchses vom  
1. März bis zum 30. November eintreten. So ändern sich  
auch die jagdlichen Ansichten! Die Folgen jener übertriebenen  
Verfolgung des Fuchses stellten sich bald ein. Wildkrank-  
heiten, Wildseuchen, die das Rehwild nahezu zum Aussterben  
brachten. Da sagte mir ein befreundeter alter Oberförster:  
Schonen Sie die Füchse einmal, damit bei dem Rehwild nur  
die gesunden, kräftigen Stücke bleiben — das kümmerliche  
Zeug muß weg! Und dieses Rezept hat den besten Erfolg ge-  
habt. Ich habe die Füchse gefangen bis zum Hubertustage.  
Von da ab haben sie das Bild mancher kleinen Drückjagd  
belebt! Bis zur Ranzzeit habe ich sie schicken lassen, dann  
gab es Schonung. Viele Jäger schießen im Frühjahr die alte  
Fühe mit dem ganzen Gehed auf dem Anfang ab; es wäre der  
Rohheit Gipfel, wenn man die Alte zuerst schießen und dann  
die Jungen verhungern lassen würde. Will man Füchse  
schießen, so tue man das auf der Treibjagd oder beim Fuchs-  
drücken; eine wahrhafte Weidmannsfreudigkeit gewährt es,  
wenn man den Rotkrot im Winterwald auf die Hasengruppe  
oder beim Mäuseln schießt, diese Jagdart steht in nichts zu-  
rück hinter der Freude, die wir empfinden, wenn wir im  
Hochsommer den roten Vogel aufs Angstgesicht heranstürmen  
sehen, und wenn er dann im Feuer zusammenbricht. Weid-  
mannsheil zu weidgerechter Jagd auf Reinecke Fuchs!

Dr. Ludwig Roth.

## Geheimnisse der Glockengießerkunst.

Die Stimme der Kirchenglocken ergreift mit ihrem mächtigen Ton auch das Herz des ältesten, für die tieferen Lebenswahrheiten gleichgültigsten Menschen. Es ist, als ob das Wort, das sie spricht, zugleich mit dem Aetherhauch das Geheimnis unseres Lebens und Atems im Menschen anröhrt. Wer entfänne sich nicht des überwältigenden Ge-



Ein Glodenpiel mit 24 Gloden, das für Argentinien bestimmt ist, wurde von einer Thüringer Gießerei fertiggestellt.

fühls, das ihn als Kind beim Ruf der Gloden ergriffen hat! Aber haben wir diese Feierstimmung, dieses große schöne Empfinden nicht immer noch?

Den Eindruck des Glodenlanges auf das menschliche Gemüt hat Gustav Freytag in dem Schicksal des Ingraben, des heidnischen Germanen, wunderbar geschildert. Wie in dem Schillerschen „Lied von der Glode“ hat auch der Dichter der „Ahnen“ die geistliche und die weltliche Bedeutung der Glode geschildert. Gewiß, auch die Ägypter hatten wohl schon keine Gloden, die sie beim Kultusdienst läuteten, wie es

später die Priester der Persephone bei den Griechen getan haben. Im alten Rom hatte die Glode mehr die Bedeutung des Gong. Ihre großartige Bedeutung erlangte sie erst in christlicher Zeit.

Die Glode heißt lateinisch Campana, ein Wort, das in dem italienischen „Glodenturm“, dem Campanile, noch lebt. Dieser lateinische Name deutet auf die Herkunft der Kirchengloden. Sie hat wohl zum ersten Male im Beginn des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Campanien, und zwar in der kleinen Bischofsstadt Nola, ihren ehernen Gruß den Gläubigen zugeraufen. Die Überlieferung bezeichnet den heiligen Paulinus, der damals Bischof von Nola war, als den ersten Glodengießer. Bei Nola liegt ein kleines Dorfchen, Cimitile, dessen Kirche dem Heiligen geweiht ist. Sie hat den Ruhm, für sich den ältesten Glodenturm der Welt zu besitzen. Später 604, hat Papst Sabinian die Glode allgemein in den Dienst der Kirche gebracht. Schon in den folgenden Jahrhunderten klangen überall in Frankreich und seit Karl dem Großen auch in den deutschen Landen die Gloden von den Türmen der Kirchen und Klöster.

Die Kunst des Glodengiehens hat Schiller unüber-  
trefflich dargestellt. Aber wenig bekannt ist, daß die Stärke  
der Glodenwand, wie auch die Größe auf die Höhe oder  
Tiefe des Glodentons seinerlei Einfluß haben; lediglich der  
Durchmesser an der Mündung bestimmt diesen. Daraus  
ergeben sich Maße nach einer gewissen Gesetzmäßigkeit, die  
zu den Geheimnissen der großen Glodengießerkunst gehören.  
So ist es entscheidend, wie stark die Glode sich zur Haube  
hin verengt und wenn die Haube nur halb so weit wie  
die Mündung ist, müssen dort die Schwingungen noch einmal  
so schnell sein. Deshalb gibt die Haube die Oktave des  
Haupttons.

Es gibt wahre Riesen unter den großen Kirchengloden.  
Der gewaltigste ist im Dom zu Köln die berühmte Kaiser-  
glode, die über 500 Zentner schwer ist, und am Schallrand  
3½ Meter im Durchmesser misst, 30 Zentimeter stark ist die  
Wandung am Schlagrand. Die „Kaiserglode“ von Köln  
dröhnt im Ton ein mächtiges D (nicht Cis).

Die Glodenspiele haben ja in der Musik eine vielseitige  
Anwendung gefunden. Vielleicht, daß das Glodenpiel eine  
Erfindung der Chinesen darstellt. Bestimmt haben aber die  
flämischen Glodengießer, und voran Bartholomäus Knecht  
aus Alost (1487), die Glodenspiele für die Kirche erfunden.  
Peter Emont von Amsterdam hat im Ausgang des 17. Jahr-  
hunderts die Konstruktionsweise des Glodenpiels gefunden.  
Bei ihm hörte man zum ersten Male den vollen Grundakkord  
mit der Terz, Quinte, Oktave und oberen Oktave. Sein  
Geheimnis hat er wohlbehütet und es nur einem seiner  
Schüler, Abraham de Graaf, mitgeteilt, über den es in die  
Glodengießersfamilie Edelbroek in Gescher bei Coesfeld kam.  
Von Emont stammt das Glodenpiel zu Zutphen an der  
Issel, mit 26 Gloden, das dort schon 1645 aufgestellt worden  
ist. Mit einer Reihe anderer holländischer Glodenpielen  
gehört es zu den schönsten der Welt. Durch das Glodenpiel  
ist der ursprüngliche Sinn der Glode zu seiner höchsten Aus-  
gestaltung gelangt.

Wir haben eine hochentwickelte Glodengießerkunst auch  
heute. Gerade jetzt wieder ist von Franz Schilling in  
Thüringen ein Glodenpiel von 24 Gloden fertiggestellt  
worden, das auf dem Dampfer „Monte Rosa“ nach Argentiniens  
verschifft wird. Es ist das stärkste Glodenpiel  
Argentiniens. Die große Glode mit 2 Meter Durchmesser  
und 400 Kilogramm Gewicht ist doppelt so groß wie die  
größte Glode des Zutphener Spiels.

## Aufstakt.

Was stark ist, siegt,  
Was schwach ist, fällt,  
Bezwinge tapfer die Türen der Welt,  
Bewapp'ne dein Herz, das in Träumen sich wiegt,  
Auf daß dein Mut nicht im Kampfe erlischt,  
Nach neuen Meeren steu're dein Schiff  
Und lotse es gut um Felsen und Riff,  
Belämpfe den Sturm und der Brandung Gischt,  
Dann winket auf's neu verheisend der Tag,  
Nichts stürzt zusammen, was stürzen nicht mag.

M.-L. C.